

BERICHT

über die Flucht aus **Lindenau**,
Kreis Heiligenbeil,
Ostpreußen,

von

Hertha v. Restorff,

beendet 1948 in Aumühle bei Hamburg.

Abschrift MCWvR 2007

33 Seiten,
Rechtschreibung geringfügig angeglichen,
Abkürzungen ausgeschrieben,
sprachliche Besonderheiten blieben erhalten.

Meinem lieben Mann und unseren lieben Kindern zu eigen.

In der Stille des Landlebens von Badingen zieht immer wieder das Erleben des letzten Jahres mir durch die Seele. Unendlich viel an Schwerem hat es gebracht, das Aufgeben der geliebten, teuren Heimat, auch meiner Kinderheimat, der Zusammenbruch des einst so schönen, großen Vaterlandes und die Kapitulation seiner stolzen Wehrmacht, das alles sind Geschehnisse, die Wunden schlugen, die wohl kaum wieder heilen werden. Und doch haben wir so viele Wunder erlebt, so unendlich viel Schutz und Bewahrung des großen Gottes und soviel Kraft aus Seinen Händen täglich empfangen, dass meine Aufzeichnungen nur mit tiefstem Dank gegen den Vater im Himmel beginnen können, dessen Führung wir uns täglich anvertraut haben und unter dessen Leitung wir uns weiterhin stellen.

Wenn ich diese Zeilen niederschreibe, so steht vor mir unser schönes, liebes Lindenau, in dem mein Mann und ich seit dem 1. Juli 1909 gelebt und geschafft haben, Horsts geliebte Heimat. Als ich als junge Frau im Frühjahr 1908 von unserem ersten gemeinsamen Heim aus Koppenow dorthin kam und auf den Balkon des Gartens heraustrat, war ich ganz gefangen von der Schönheit und sagte zu meinem Mann: „Du hast mir gar nicht genug von Deiner so schönen Heimat gesagt.“ Sie mit all ihrer Schönheit zu pflegen, das Haus mit manchem noch weiter auszustatten, den Garten und Park noch weiter auszugestalten, vor allem aber auch den ganzen landwirtschaftlichen Betrieb auszubauen, war meines Mannes und mein ganzes Bestreben. Mit unendlicher Liebe, mit nimmermüdem Fleiß hat mein Mann in Lindenau geschafft, vor allem aber auch in ganz großer Fachkenntnis, so dass er den ganzen Betrieb auf eine Höhe führte, durch die er wohl als ein Musterbetrieb hätte gelten können. Während des anderen Weltkrieges bemühte ich mich, die Landwirtschaft, das Geschäftliche und Rechnerische weiterzuführen, und wuchs mir Lindenau dadurch besonders ans Herz. Die Arbeit des Jungmädchen-Vereins, des Kindergottesdienstes und der Bibelstunden mit den Lindenauer Gutsfrauen führten mich mit unserer Gefolgschaft sehr nahe zusammen, und manch schöner Ausflug, manch schönes Fest bereicherte unser Zusammenleben. Unsere Kinder hatten in

unserer schönen Heimat eine sonnige Kinder- und Jugendzeit, sie alle drei waren unser ganzes Glück und unsere ganze Freude. Christa schrieb uns jetzt nach ihrer Flucht aus Ostpreußen: „Der Gedanke an Lindenau bringt mich immer zu Tränen.“ Lindenau war ja auch von einer Schönheit und einer „Anmut“, wie mein Schwager Generalfeldmarschall von Mackensen einmal sagte, wie man sie selten findet. Vor mir stehen die Frühlingstage mit dem zarten Grün der Bäume, mit all’ dem Blühen der Sträucher, die Julitage mit dem Duft der blühenden Linden, die Sommerabende auf dem Balkon, da der Vollmond seine silberne Bahn über die Wasser zog, jene Wintertage, da der Rauhreif die anmutigen Birken wie mit einem Schleier umwob, und die Advents- und Weihnachtszeit, die dem ganzen Hause ein besonders freudevolles Gepräge gaben. Ist es nicht schön, so unendlich viel Erinnerungen zu haben, die das Leben einst reich gemacht und die durch nichts genommen werden können?!

Von 1918 bis 1933 stand mein Mann außer in seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit mit seiner ganzen Persönlichkeit im politischen Leben. Ich teilte diese Arbeit und alle damit verknüpften Fragen mit brennendem Interesse. Sie führte uns auch mit viel geistig hochstehenden Persönlichkeiten zusammen, und das Leben wurde dadurch sehr bereichert. Manch eine solche Persönlichkeit war auch Gast in unserm Hause. Höhepunkt in unserem Leben im Lindenauer Hause war die Taufe unseres lieben Fritz am 2. Juni 1914, die Hochzeiten unserer Töchter am 6. September 1929 und am 5. November 1931 und unsere silberne Hochzeit am 6. Mai 1933. Auch unsere beiden Schwiegersöhne liebten die Heimat ihrer Frauen sehr, haben das oft ausgesprochen und sind oft bei uns gewesen. **Z u d e n H ö h e p u n k t e n** unseres Lebens, die uns sogar in den Kriegsjahren geschenkt wurden, rechne ich auch das Wiedersehen mit unserem lieben Fritz nach den überstandenen Feldzügen gegen Polen, Frankreich und namentlich Rußland. Ich sehe ihn noch an jenem Novemberabend fast überraschend, mit dem E K I geschmückt, die Balkontreppe hinaufkommen. Unsagbar glücklich und dankbar schloss ich ihn in meine Arme.

Viel liebe Menschen sind durch unser Haus gegangen. Ein Zeugnis davon war unser Gästebuch, welches uns eine sehr wertvolle Hauschronik war. Mit vielen verbindet uns weiter ein festes Band der Verwandtschaft oder Freundschaft, manch einer aber ist längst heimgegangen. In den letzten Kriegsjahren waren es oft Angehörige der

Wehrmacht, die bei uns waren. Namentlich vor dem Russenfeldzug hatten wir viele, viele Wochen hindurch Einquartierung, und es verging wohl kaum ein Tag, an dem nicht noch Verwandte oder Bekannte aus nahe liegenden Quartieren zu uns kamen. Ihnen noch vor dem schweren Feldzuge ein bisschen Heimat geben zu können, war mir eine Herzensfreude.

Im Winter 1943/44 schien auch der Osten gefährdet, und man fürchtete für Königsberg schwere Fliegerangriffe. So wurden Stadtteile, zuerst die Innenstadt, evakuiert, und im März/April kamen Züge, die uns diese Umquartierten brachten. Bis auf ein Gästezimmer waren alle Stuben des oberen Stockwerkes mit Evakuierten besetzt. In der alten Waschküche unter dem Saal war eine Küche eingerichtet; außerdem bewohnten die Evakuierten die beiden Handwerkerstuben im Speichergebäude und drei Zimmer in der Meierei, wo auch Kochgelegenheit war. Mit all' den Evakuierten war das Zusammenleben ein denkbar harmonisches, ebenso wie mit den später dazukommenden Flüchtlingen aus Memel, Tilsit, Königsberg und den Ostkreisen. Der große Terrorangriff auf Königsberg in der Nacht vom 29. zum 30. August beraubte fast alle unsere Umquartierten ihrer Wohnung und ihrer Habe außer dem, was sie bei uns hatten. Mein Mann hatte zweimal Lastautos mit Anhänger nach Königsberg geschickt, um möglichst viel Möbel von ihnen zu holen. Nach dem großen Angriff mussten mehrere unserer Gespanne mit Leiterwagen nach Königsberg fahren, um Obdachlose mit ihren Sachen abzuholen. Es sollten etwa 150 kommen. Wir warteten bis in die Nacht mit Abendessen auf sie, schließlich kamen viel weniger, aber unser Haus füllte sich bis auf den letzten Platz. In dieser Nacht waren wir allein 61 unter unserm Dach.

Ende Juli stand der Russe bereits an der Grenze Ostpreußens. Da entschloss sich Freda-Marie schweren Herzens, mit ihrer Kleinen [Anm. MC: Christa Degen, verh. Langheld] und Fräulein Volkmann nach Jannowitz zu gehen, Christa bat sie, Ingrid [Anm. MC: Ingrid v. Batocki, verh. Bracker] mitzunehmen. Der Russe blieb an der Grenze stehen, und sie kehrten alle nach ca. drei Wochen wieder zurück. In der Zeit wurde der Volkssturm zum Schanzen aufgerufen. Fast alle Männer, die noch nicht an der Front waren, wurden einberufen, so dass fast nur ausländische Arbeiter, ältere Männer und Frauen die Ernte einbringen mussten. Gott sei Dank war das Wetter sehr günstig. Auch mein Mann sollte trotz seiner 63 Jahre sich zu Schanzarbeit zur

Verfügung stellen, kam aber auf ärztliches Attest hin davon frei. Im August kamen, wie schon erwähnt, eine Menge Memeler Flüchtlinge und auch solche aus Tilsit. Sie hofften alle, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können. Es kam anders.

Ende September brachten große Transporte einen großen Teil unserer Evakuierten aus den Städten weiter ins Reich, vor allem nach Sachsen und Pommern. Der Abschied wurde uns schwer. Es begannen nun, von Osten herkommend, die traurigen Trecks der vor den Russen fliehenden Bevölkerung. Es verging von Ende September an bis in den November hinein kaum ein Abend, an dem nicht größere oder kleinere Wagenkolonnen, von der Kutsche bis zum überdachten Leiterwagen, anrollten mit müden Pferden und traurigen, heimatlos gewordenen Menschen, die, was sie noch retten konnten, mit sich führten. Es griff einem ans Herz, wenn man es sah. Kinder, Männer, Frauen, alte Leute, dazu ein Herbstwetter mit Regen und Kälte, alle in eine ungewisse Zukunft fahrend. Man half so gut es ging, wenn es auch nur wenig sein konnte, aber man fühlte mit das schwere Leid, das über diese Heimatlosen gekommen war. Der Gedanke, noch den Besitz der Heimat und all der Dinge, die einem lieb und wert waren, zu haben, gab täglich Kraft aufs neue, ihnen Verstehen und ein offenes Herz und Haus entgegenzubringen. Und doch kann man sie erst jetzt voll und ganz verstehen, da man selbst heimatlos wurde und fast nichts mehr sein eigen nennt.

Dem Kreise Heiligenbeil wurde der Kreis Elch-Niederung zugewiesen, und so beherbergten wir bei uns manch eine Familie von dort, die wir in lieber Erinnerung haben. Das Haus, die Nebenräume, das ganze Dorf, meist auch die Baracken waren voll von Flüchtlingen, wohl doppelt soviel wie Lindenau an Bewohnern hatte. In der Adventszeit sammelte ich die Mütter und Kinder um den Adventsstern und -kranz, und wir sangen Weihnachtslieder. Die Kinder erfreuten sich an Äpfeln und Pfefferkuchen. Am Heiligen Abend waren wir alle eine große Familie in unserm Saal. Da Pfarrer Guddas fort war und wir keine Christ- und Sylvester-Abendfeier hatten, bat ich die Lindenauer Dorfbewohner und alle Evakuierten und Flüchtlinge zu einer solchen in die Halle unseres Hauses. Die Saaltür war geöffnet. Vor dem großen Lichterbaum stand das Rosenkreuz und davor das große Weihnachtstransparent, am Sylvesterabend lag vor dem Baum und dem Kreuz ein Strauß von Lilien, rechts und links standen zwei große Kerzen. Wir sangen nach dem Harmonium, ich verlas eine

Predigt von Pfarrer Wien und sprach ein Gebet. Diese Feier steht mir wie ein großes Leuchten vor der Seele. Wo werden wir das kommende Weihnachtsfest feiern? Wir baten alle den Herrn, er wolle unsere liebe, teure Heimat behüten und uns erhalten, die Heimatlosen zurückführen. Gott der Herr hat es anders beschlossen!

Am 13. Januar begann der Russe, der nur die östlichsten Teile von Ostpreußen besetzt hatte, seine neue große Offensive. Wir hofften, es würde bei einigen Einbrüchen in unsere Front bleiben! Dann kam es wie ein Sturmwind über uns. Am 18. Januar abends rief Hans Degen von Dänemark aus – aus Norwegen kommend – Freda-Marie an. Er meinte, soviel er es beurteilen könne, sei für sie und die Kleine kein Grund zur Abreise vorhanden. Freda-Marie hatte aber doch eine Reise schon in Erwägung gezogen. Am Freitagabend rief Fritz an. Er hielt nach Vereinbarung mit Hans eine Abreise von Freda-Marie mit der Kleinen doch für ratsam, da sie ja beide, wie er an demselben Abend schrieb, nicht „kriegswichtig“ in Lindenau seien. Er habe sich zu diesem Entschluss durchgerungen, würde selbst wohl Anfang der kommenden Woche noch nach Lindenau kommen, um sich Sachen zu holen, eine Abreise von mir hielt er noch nicht für notwendig. Am Sonntag, dem 21., reiste Freda-Marie mit der Kleinen und Fräulein Volkmann morgens um 5 Uhr ab, der Zug war zuerst nicht voll, soll aber von Schlowitten aus überfüllt gewesen sein. In Danzig, wo sie umsteigen mussten, kamen sie noch – aber fast mit Lebensgefahr – in den überfüllten D-Zug, mit dem sie gleich bis Stettin respektive Brüssow durchfuhren.

Am Vormittag des 21. hatte Pfarrer Guddas durch einen Kameraden sagen lassen, seine Frau, Tochter und Enkelkinder möchten abfahren. Wir beschlossen daher, am Dienstag, dem 23. Januar, morgens um 5 Uhr von Braunsberg nach Jannowitz abzufahren. Aus Lindenau und Wilhelmshof hatten sich auf meine Umfrage verschiedene zur Mitfahrt gemeldet, Frauen mit kleinen Kindern, eine werdende Mutter, eben Operierte, Frau Knetsch, Fräulein Müller und Fräulein Klein, außerdem noch eine Reihe Evakuierte, die noch bei uns[!]. Am Abend des 22. hielt ich in unserem Hause die letzte Hausandacht, wir sangen: „Befiehl Du Deine Wege.“ „Mach End’, o Herr, mach Ende.“

In der Winternacht vom 22. zum 23. fuhren wir nach Braunsberg, wo wir durch meines Mannes Vermittlung alle auf dem Güterbahnhof einsteigen durften und alle

noch gute Plätze bekamen. In derselben Nacht wurde Lindenau von Wehrmacht besetzt. Es kam der Stab der Wi.Füh. mit General Niederführ zu uns ins Quartier. Wir warteten auf dem Braunsberger Güterbahnhof auf unsere Abfahrt, die 5.15 Uhr erfolgen sollte. Der Zug füllte sich immer mehr. Meine Gedanken gingen immer wieder zurück nach Lindenau, das ich wie im Traum verlassen hatte. Ich konnte es mir nicht vorstellen, dass es eine Trennung für immer sein sollte. Es verging eine Stunde nach der anderen, es tauchten die verworrensten Gerüchte auf, wir fahren nicht ab. Mittags entschloss ich mich, über die Station Vogelsang nach Lindenau telefonisch sagen zu lassen, dass wir immer noch in Braunsberg wären und noch keine Aussicht auf Abfahrt. Mein Mann schickte mir darauf durch den General, der nach Braunsberg fuhr, allerlei an Esssachen und einen Gruß. Die Stunden vergingen in der Fürsorge um die Mitreisenden, die in den verschiedensten Abteilung[en] saßen, bis es endlich abends um 21 Uhr hieß, „aussteigen, der Zug fährt in Richtung Königsberg“. Es war eine harte Enttäuschung. Mit all' unserm Gepäck mussten wir heraus, standen draußen und saßen zuerst auf den Koffern im Schnee, bis ich dann die Erlaubnis für uns erwirkte, in geheizten Räumen des Güterbahnhofs bleiben zu können, bis wir abgeholt werden würden. Durch ein Missverständnis eines Ferngesprächs von mir, wiederum über den Bahnhof Vogelsang, kam mein Mann nur mit einem Wagen, und mussten wir nun erst allein nach Hause fahren, um die Abholung der andern in die Wege zu leiten. Durch einen Zusammenstoß bei Schlobitten hatten wir zuerst nicht abfahren können. Am Abend des 23. waren die Panzerspitzen der Russen bereits in Elbing.

Als wir in der Nacht gegen 2 Uhr nach Lindenau zurückkamen, empfing uns in der Halle eine Anweisung, welche Fritz uns über die Heeresgruppe Ostpreußen zugeschickt hatte: „Wir möchten am frühen Morgen des nächsten Tages, also am 24., an der Küste entlang Ostpreußen verlassen.“ Mein Mann hatte den Betrieb unter Betreuung der Wehrmacht gestellt und musste daher bis zum Eintreffen der Wehrmacht-Betriebsführer noch in Lindenau bleiben. Es wurde aber alles für den Treck vorbereitet, und wir wollten am 24. vormittags über das gefrorene Haff mit Fräulein Seidler der Gefolgschaft nach Jannowitz vorausfahren. Heinz Thureau als Kutscher, Kurt Hein fuhr den Wagen mit unserm Gepäck. Wiederum gab es einen schweren Abschied, wir fahren bis Braunsberg, wo uns die Nachricht wurde, dass die Brücke über die Fahrinne des Haffs durch Durchfahrt eines Kanonenbootes kaputt

sei, außerdem keine Trecks für Zivilpersonen wegen Wehrmachtsbeförderungen gestattet seien. Wir kehrten wieder um, fuhren noch an Matternhöfen heran, wo Frau Jungclaussen mit ihren Kindern auch bereits im Aufbruch war, da es ihr von der Wehrmacht dringend angeraten war.

Inzwischen war der Russe immer näher gerückt. Man hörte, dass er bereits in Kurau sei, dass er zwischen Allenstein und Wormditt wäre, und der Donner der Kanonen wurde immer stärker. Es schien einem alles so unfassbar, man wollte immer an das Wunder Gottes glauben, der noch alles wenden könne, und war dankbar für jede Stunde, jeden Augenblick, den man noch daheim sein durfte, dafür, dass man sich abends noch in sein Bett zur Ruhe legen konnte. Das Haus, der Hof, das ganze Dorf hatten allerdings ein ganz anderes Gepräge angenommen, es gehörte einem schon kaum ein Fleckchen mehr. Jeder Raum, jeder Gang im Hause war von Soldaten oder Flüchtlingen besetzt. Wir schliefen, aßen und wohnten in dem Zimmer neben dem Nähgang, einstens Fritzens Wohnzimmer, in unserer ehemaligen blauen Schlafstube wohnten 14 Flüchtlinge, in meinem blauen Zimmer desgleichen, der Saal, Wohnstube, Esszimmer und Biedermeierzimmer und alle sonstigen Räume unten und oben bis auf vier, welche noch von Flüchtlingen bewohnt waren, hatte die Wehrmacht belegt. Ich versuchte den Raum, der uns geblieben, meinem Mann noch so gemütlich zu gestalten, wie es noch irgend möglich war, und wir genossen – ich kann wirklich sagen jede Stunde – bewusst dankbar. Am Abend des 24. hatte uns General Niederführ zum Essen eingeladen, wir waren Gäste in unserm Esszimmer. Es war eine Freude, wie er und die Herren seines Stabes sich in unserm Hause wohlfühlten.

In der Nacht vom 24. zum 25. füllte sich das Haus immer mehr. Es glich einem Heerlager. Es kam ein weiterer Stab, der des General (Art.) Wagner. Es strömten Flüchtlinge von allen Seiten zu uns und in unser Dorf. Privat-Telephon war nicht mehr möglich. Im Saal, in der Halle, auf allen Gängen lagen schlafende Soldaten. An dem Ofen der Halle wärmten sich durchziehende Flüchtlinge, in der Küche kochten und brieten wir für Soldaten. An einem Abend waren es wohl 150, die bespeist wurden. Man tat ihnen so gern etwas Gutes, ihnen, die nun schon lange die Mühsale und Beschwerden des Krieges erduldet. Ich versuchte, mit Hedwig Thurau – sie war das einzige Mädchen, das uns geblieben, die anderen hatte ich nach Hause

entlassen – das Haus etwas in Ordnung zu bringen, die Teppiche aufzurollen, die Vasen, gute Porzellane, Bilder und Photographien in die Kammern zu bringen, immer in dem Gedanken und in der Hoffnung, in der Heimat bleiben zu können.

Mein Mann hatte die Leitung des Betriebes allein, da Herr Knetsch seit dem 21. zum Volkssturm fort, ebenso wie die Hofleute und der Gärtner Kuhn. Alle Wagen wurden zum Treck vorbereitet, mein Mann ordnete an, dass in der Nacht zum 25. Januar alle Bewohner von Lindenau in Kleidern schlafen sollten, da wir mit plötzlichem Treck rechnen müssten. Ob dieses bei der Menge der Flüchtlinge überhaupt noch möglich, wusste man nicht. Eine geordnete Wirtschaftsführung war nicht mehr möglich.

Am Freitag, dem 26., spitzte sich die Lage immer mehr zu. Der Stab des Generals Wagner sollte, wie wir erfuhren, wieder durch andere Truppen ersetzt werden. Wir baten Gott immer wieder um Seine Weisung. Der 26. brachte die Losung: „Jes. 41 Vers 13: Ich bin der Herr Dein Gott, der Deine rechte Hand stärkt und zu Dir spricht, ich helfe Dir.“ Ich wusste mit aller Gewissheit, was Gott zusagt, das hält Er gewiss! Die Sorge und Verantwortung für Fräulein Müller, die ihre Mutter in Pommern hatte, drückte mich sehr. Am Morgen des 26. kamen verschiedene bekannte Offiziere zu uns, unter anderen auch Rittmeister Benefeldt aus Quossen, auch sonst kamen verschiedene frühere Flüchtlinge und wollten sich Rat holen. Die Flüchtlinge strömten weiterhin, wir wussten kaum noch, wie wir sie unterbringen sollten. Die Lindenauer Bewohner nahmen auch in großzügigster Art und Weise die massenhaften Flüchtlinge bei sich auf. Vor unserem Hause standen Fahrzeuge aller Art, zuerst in unserem Hause, sodann im Beamtenhause war Funkstation. Mittags wurde erneut der Volkssturm einberufen, mein Mann behielt Herrn Knetsch zurück. Am Nachmittage des 26. wurden die ganzen russischen Gefangenen mit den Wachleuten abberufen, es waren 38 Arbeitskräfte. Eine Arbeit im Betrieb war nicht mehr möglich und doch eine Aufsicht dringend erforderlich, da alles, was nicht niet- und nagelfest war, gestohlen wurde. Mein Mann fuhr am Nachmittage des 26. mit Herrn Knetsch nach Heiligenbeil zum Kreisbauernführer, der aber nicht anwesend war, sondern auch mit dem Volkssturm irgendwo zum Schneeschippen. Es war ein Wintertag mit ziemlich starkem Schneesturm. Von Heiligenbeil aus setzte sich mein Mann auch wieder einmal mit den anderen Gutsbetrieben in Verbindung, da dieses von uns aus nicht mehr möglich. Telephon war von der Wehrmacht besetzt. Post ging schon die ganze

Woche nicht mehr, Personenzüge verkehrten auch nicht mehr. Am Abend des 26. kam Graf Dönhoff aus Skandau mit seinem Förster zu Pferde zu uns, er sagte, dass Friedrichstein bereits beschossen würde. Mein Mann kehrte infolge des Schneesturms erst nach 10 Uhr aus Heiligenbeil zurück. General Wagner mit seinem Stabe hatte am Nachmittage Lindenau wieder verlassen. Wir aßen noch einmal am kleinen Tisch von Fritz in unserm Esszimmer Abendbrot, nicht ahnend, dass es die letzte Mahlzeit in unserm lieben schönen Heim wäre.

Am späten Abend eröffnete Rittmeister Benefeldt meinem Mann, dass er Befehl bekommen habe, mit der Transportkolonne sofort hinter die Weichsel zu gehen, General Wagner hatte bereits am Morgen gesagt, dass es die höchste Zeit sei, Lindenau zu verlassen, da es im Heilsberger Dreieck und bald im Beschuss der Artillerie läge. Rittmeister Benefeldt bot uns in seinem kleinen Pkw zwei Plätze an für eine Fahrt bis jenseits der Weichsel, wir baten um Mitnahme von Fräulein Müller und Fräulein Seidler, für die er uns in einem Dkw noch zwei Plätze geben konnte. Innerhalb von 20 Minuten mussten wir bereits fertig sein, kleinstes Gepäck durften wir nur mitnehmen, Schweigegebot über diese Fahrt war heiligste Pflicht! Mein Mann rief sofort Herrn Knetsch herüber und ordnete an, dass er nach Benachrichtigung von Grunenfeldt, Vorderwalde und Schettnienen am nächsten Tage mit dem ganzen Betriebe lostrecken solle, alle Wagen waren ja schon eingeteilt, unser Gepäckwagen, der inzwischen im Schuppen eingeschlossen war, sollte wieder von Heinz Thureau gefahren werden, einiges sonst noch mitgenommen werden, unter anderem Koffer von Fräulein Seidler, Müller und mir, ferner Mäntel von Fritz und wenn es noch ginge, die vier schönen bunten Kupferstiche aus dem Wohnzimmer. Mein Mann händigte Herrn Knetsch noch Geld und sein Kontokorrent zur Mitnahme ein, der Weg sollte über Braunsberg, Frauenburg, Haff, Kahlberg, Fähre, Danzig nach Jannewitz gehen. So kam doch unerwartet die Hilfe Gottes.

In einer kalten Winternacht verließen wir Lindenau, man konnte es nicht fassen, dass man vielleicht für immer die Stätte verlassen sollte, die einem fast 36 Jahre schönste Heimat gewesen! Alles musste man zurücklassen, was einem das Leben äußerlich verschönt hatte, aber wir gingen an Gottes Hand, und so ist Er uns Schutz gewesen in mancherlei Gefahren! Ganz fassen konnte man das alles noch nicht, und es war gut so, auch darin sehe ich Gottes Güte und Barmherzigkeit.

Als wir aus dem Dorf herausfuhren, sahen wir schon die verschiedensten Feuerscheine am Horizont, die Fahrt bis durch die Stadt Braunsberg ging gut, dann war plötzlich ein Halt der ganzen Kolonne, der Russe war bereits in Stangendorf, 4 Kilometer hinter Braunsberg, Stangendorf brannte. Wir mussten bis zu den Kasernen umkehren, wurden bereits von russischer Pak beschossen und mussten aussteigen und in die Kaserne gehen, da Fliegeralarm war. Ein paar Stunden saßen wir in der Kaserne und fuhren dann zur Stadt zurück, dort war erneuter Fliegeralarm, wir saßen wiederum mehrere Stunden im Keller des Rathauses. Gegen Morgen gingen wir eine Weile in einen Kinosaal, welcher geheizt war, wo viele Flüchtlinge bereits versammelt und wo wir Kaffee bekamen. Ganz Braunsberg war voll von Flüchtlingen, die in Schlitten und Wagen teils gen Osten, teils gen Westen Richtung Haff fahren wollten, dazwischen Wehrmacht und arme Fußgänger. Es war ein kalter Wintertag mit Schnee und Eis und Ostwind.

Nachdem wir noch bei Kujawas waren und nachdem ich Frau Gramsch noch die Hand drücken konnte, konnten wir am Nachmittage weiterfahren. Stangendorf und Frauenburg waren wieder freigekämpft! Bei Frauenburg ging es auf das zugefrorene Haff hinaus, Gott sei Dank bei sehr diesigem, wolkenverhangenem Himmel, sodass der Russe mit seinen Fliegern und seiner Artillerie unserer nicht ansichtig wurde und uns nicht beschießen konnte. Als wir einige Kilometer auf dem Haff über Frauenburg hinaus waren, sagte Rittmeister Benefeldt zu uns: „Gott sei Dank, dass wir so weit sind!“ Nun ging es bei Schneesturm und zunehmender Kälte weiter über das Haff und über die Brücke der Fahrinne bis an das steile Ufer der Nehrung. Wie oft hatte man diese Fahrt über das Haff im Schiff gemacht bei herrlichen Sommertagen in froher, glücklicher Stimmung, nun musste man, um dem Feinde zu entrinnen, sie bei Eis und Schnee zurücklegen, voller Leid und Abschiedsweh! Und doch dankbar, dass einem noch diese Möglichkeit des Fortkommens als einzige geblieben war. Auf der Nehrung fuhren wir an Kolonnen russischer Gefangener vorbei, an beladenen Trecks, an abgesprengten Soldaten, sogar armen Verwundeten, die bei Schnee und Eis zu Fuß die weite Strecke bis Stutthof zurücklegen mußten, an flüchtenden Fußgängern, die sich ihr letztes Hab und Gut auf kleinen Handschlitten fortschafften, Bilder des Jammers und des Elends! Schließlich war es spät geworden, wir machten in Steegen am Ende der Nehrung Halt und blieben dort die Nacht. Vom Gasthause,

wo wir Kaffee tranken, stapfte man 500 Meter durch hohen Schnee nach einem Quartier, welches sich als falsch angegeben herausstellte, und man musste wieder zum Gasthause zurück, wo wir ein kleines eiskaltes Zimmer noch fanden. Mir ging der Vers „Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß usw.“ immer wieder durch die Seele. Wir legten uns in Pelzen in die sehr unsauberen Betten, das Wasser in der Waschschüssel war am andern Morgen gefroren.

Es war Sonntag, der kälteste Tag des Winters, 20 Grad unter Null, der Schnee lag meterhoch, um 8 Uhr ging es weiter. Unserm kleinen Wagen fehlte der Brennstoff, ein größerer nahm ihn ins Schlepptau. Es ging das nicht, wir mussten den Brennstoff teilen, durch hohe Schneemassen wollten wir zuerst zur Fähre von Käsemark, die Fahrzeuge und Kolonnen stauten sich, man musste umkehren, da die Fähre abgesackt sei. Es ging mit großen Mühen zurück und zu der Fähre von Schiewenhorst, dicht an der Weichselmündung. Sie war eingefroren, es musste erst der Eisbrecher aus Danzig kommen, um sie wieder loszueisen. Wir gingen in ein Bretterhaus, wo ein kleiner Ofen brannte, die Menschen stauten sich und standen dicht gedrängt, wir bekamen aber noch einen Sitzplatz in Gestalt einer Kiste und der Stange eines eisernen Bettgestells, welches umgeworfen war, und wir „nahmen dort unsere Mittagsmahlzeit ein“ in Gestalt von Brot, Butter und Lindenauer Wurst. Dort trafen wir das erste Mal wieder mit Fräulein Seidler zusammen, die mit Fräulein Müller halberfroren in einem Lkw saß. Nach zweistündigem Warten konnten wir weiterfahren, glücklicherweise mit unter den ersten Fahrzeugen. Der Russe sollte bereits bei Tiegenhof stehen, für seine Flieger wäre unsere Weichselüberfahrt ein gutes Zielobjekt gewesen, Gott bewahrte uns auch hiervor.

Wir waren nun jenseits der Weichsel, man hoffte, aller Gefahr entronnen, vielleicht für eine Weile das Ostland verlassen haben zu müssen, vielleicht es hergeben zu müssen, um die anderen Provinzen und Teile des Vaterlandes dadurch gerettet zu wissen. Alle Gedanken dieser Art zogen durch die Seele, eigenartiges Empfinden, unwirklich, traumhaft, vielleicht auch in seiner Tiefe noch nicht erfasst durch die vorherigen, fast durchwachten Nächte und das Außerordentliche des Erlebens. Wir sollten uns in Wotzlaff und Gottswalde mit den übrigen Fahrzeugen der Kolonne treffen, machten ersten Halt in Bohnsack und gingen in das Haus eines Besitzers,

der uns mit seiner Frau sehr freundlich aufnahm. Er hieß Arndt, war alter Leibhusar und kannte den Husarenfeldmarschall [Anm. MC: Generalfeldmarschall v. Mackensen], die Aufnahme wurde umso herzlicher, und der warme Kaffee, sogar mit Milch, schmeckte uns vorzüglich. Weiter ging es über die Fähre des toten Weichselarmes und durch einen tief verschneiten Hohlweg, in welchem unser Wagen nur mit Schieben und Ausschaufeln mühsamst weiterkam. Schließlich versagte der Motor ganz, wir standen und konnten nicht weiter, weil wir keinen Brennstoff mehr hatten. Eine in der Nähe liegende Mot.-Kolonne konnte aushelfen, doch sprang der Wagen auch damit nicht an, man hatte uns Wasser verabfolgt! Wir standen also bei Schneetreiben, eisiger Kälte und Dunkelheit ca. um 10 Uhr abends auf der Landstraße. Mein Mann ging in ein nahe gelegenes Haus und bat um Nachtquartier, die Hauswirtin wies ihm unfreundlich die Tür, das tat weh. Im nächsten Haus war auch kein freundliches Willkommen für so späte Gäste, es war der Bürgermeister des Dorfes Neuendorf, mit Namen Wilms, der mit seiner Tochter dort wirtschaftete, sie nahmen uns aber doch auf und haben uns viel Freundlichkeiten erwiesen, wir waren ihre Gäste. Wir waren dankbar für ein Dach über dem Kopf und für einen Strohsack, den uns das Töchterlein brachte und auf dem wir uns nach dem Abendbrot ausstreckten, Rittmeister Benefeldt, mein Mann und ich. Mein Pelzmuff war immer mein bestes Kopfkissen. Es schlief sich auch auf der Erde nicht schlecht.

Am anderen Morgen lag der Schnee noch höher vor den Häusern, wir waren buchstäblich eingeschneit! Rittmeister Benefeldt, der uns bis hierher mitgenommen hatte, verließ uns im Laufe des Tages, um zu seiner Kolonne zu kommen. Wir waren nun auf eigenes Weiterkommen angewiesen, hatten die Hoffnung gehabt, von Praust respektive Danzig mit der Bahn bis Lauenburg oder Garzigar fahren zu können, eventuell von Praust über Karthaus, es ging kein Zug mehr auf dieser Strecke, nach Danzig durfte uns der Wehrmachtswagen nicht hereinfahren. Nach allen Seiten streckten wir unsere Fühler aus, um weiterzukommen, schließlich baten wir Herrn Wilms, uns am kommenden Tage mit Schlitten nach Danzig zum Generalkommando zu fahren. Dort fragten wir nach Weiterbeförderungsmöglichkeiten nach Lauenburg. Ein Lkw sollte von Neustadt Munition holen, sollte von der alten Reiterkaserne abfahren, ein Oberst nahm uns mit unserm Gepäck bis dort mit. Man wusste dort aber nichts davon, eine Erbsensuppe stärkte uns. Wir bekamen durch freundliche Vermittlung ein Quartier am Bahnhof, irgendein Auto, das vor der Kaserne im tiefen

Schnee stand, brachte uns wieder dorthin, und von dort bemühte sich mein Mann sofort um die Weiterfahrt. Oberamtmann Steinke vom Hauptbahnhof versprach uns, uns in einen um 16 Uhr abgehenden Zug hineinzubringen. Wir waren eine Stunde vorher am Bahnhof und warteten. Der Zug wurde im letzten Augenblick abgesagt für Flüchtlinge, da die „Deutschland“ 1000 Verwundete gebracht habe, die nun per Bahn weiterbefördert werden mussten. Es war der letzte D-Zug, der nach Stettin gegangen wäre!

Plötzlich wurde durch die NSV die Kunde gebracht, dass in einer Stunde die „Deutschland“ mit Flüchtlingen vom Danziger Hafen abgehen solle, und dringend geraten, diese Fahrmöglichkeit zu benutzen. Ich konnte mich zu dem Marsch im hohen Schnee, dunklen Straßen und mit Gepäck, Pelzen und Pelzdecke nicht entschließen, namentlich da wir ja den Treck aus Lindenau in Jannewitz erwarten wollten. Wir blieben in Danzig die Nacht, um am andern Morgen weiter nach Fahrmöglichkeiten auszusehen. Mein Mann war immer unterwegs, schließlich sah er am Bahnhof drei Schlitten stehen, Fahrtrichtung Westen, und fragte die Insassen, wohin sie führen, als die eine Dame ihn als Kollegen ihres verstorbenen Mannes aus dem einstigen Heiligenbeiler Kreistage erkannte, es war Frau Kross aus Schönwalde, die mit ihren beiden Töchtern, zwei Enkelkindern und Bekannten aus dem Ortelsburger Kreise, Herrn und Frau Pleines und Schwester, geflüchtet waren und kein Ziel hatten. Mein Mann versprach ihnen ein gutes Quartier, wenn sie uns mitnahmen, und so ging es in einer Viertelstunde von Danzig fort über Langfuhr, Oliva, wo wir umgeleitet wurden, und fuhren mit unsern Schlitten an endlosen Wagenkolonnen vorbei durch tiefsten Schnee und Tannenwälder, bis es dunkel wurde und wir in Quassendorf, einem Ort in der Kassubei, Halt machten und Quartier bezogen. Im Gasthause bekamen wir ein warmes Abendessen und konnten das erste Mal uns mit Jannewitz in Verbindung setzen, wo wir erfuhren, dass Fräulein Seidler und Fräulein Müller angekommen seien und Fräulein Müller bereits am nächsten Morgen weiterfahren wolle, dass Mackensens in die Gegend von Celle umgesiedelt seien, oder vielmehr, dass sie von Brüssow fort wären, Freda-Marie nach Tölz wolle und Christa und Ingrid wohl in Hamburg seien.

Das Nachtquartier bei einem kassubischen Bauern entbehrte nicht der Komik, der Weg dorthin in tiefstem Schnee, der mir weit über die hohen Gummischeuhe ging, in

dem ich oft bis über die Kniee versank, gereichte nicht gerade zur Erheiterung. Ein eiskaltes Zimmer mit Doppelbett und dickstem kurzen Federbett war unsere Schlafstelle, ein hustendes Töchterlein schlief in demselben Gemach. Nebenbei war der Stall, in dem Pferde, Kühe, Schweine, Schafe, Gänse, Enten, Hühner und sogar ein Reh vereint waren, wurde von der Bauersfrau uns zu „weiterer Benutzung“ gezeigt. Wenn das Herz nicht so traurig und so beschwert gewesen wäre, wäre es urkomisch gewesen.

Morgens versammelten wir uns nach dem Morgenkaffee im Gasthause alle wieder an unsern Schlitten, es ging über Schönwalde, Kölln erst einmal bis Neustadt, wo wir vom Grafen Keyserlingk sehr freundlich aufgenommen wurden und zum Mittag gebeten. Wir waren doch etwas erschrocken, dass die Gräfin mit den Kindern bereits fort war, vieles verpackt und für etwaigen Treck vorbereitet. Auf der Fahrt hörte man kaum etwas, wie weit der Russe bereits vorgedrungen. Auf der Chaussee sah man die Bevölkerung beim Freimachen der Fahrstrecken von den Schneemassen. Es war Donnerstag, der 1. Februar, wir kamen wieder ein tüchtiges Stück vorwärts. Als es dunkel war, nahm der Schneesturm immermehr zu, außerdem wollte unser eines tapferes Pferdchen fast versagen. An der alten polnischen Grenze wurden wir von einer Heeresstreife angehalten, und sollten unsere Männer von unter 60 Jahren gleich absteigen und in den Volkssturm eingestellt werden. Gott sei Dank durften sie aber die Schlitten noch bis ans Endziel begleiten.

Wir machten Rast in Kl. Boschpol bei Frau von Bonin, die uns mit solcher Herzlichkeit und Wärme empfing und bei sich aufnahm, dass wir innerlich und äußerlich gestärkt und dankbar am anderen Morgen wieder weiterfahren konnten, um unser Ziel Groß-Jannewitz zu erreichen. Zum ersten Mal seit unserm Fortgehen aus Lindenau konnte man sich in einem warmen Zimmer in einem Bett ausstrecken, das erste Mal aus den Kleidern kommen. Frau von Bonin ist nach ungefähr 14 Tagen heimgegangen, sie ruht nun noch in ihrer so geliebten Heimat, von der sie sich nicht trennen wollte.

Am Freitag, dem 2. Februar, also nach einer Woche, kamen wir ungefähr um 4 Uhr nachmittags in Jannewitz an, nachdem wir noch in Goddentow das ganz lahme Pferd gegen ein gesundes umgetauscht hatten und auch wieder zum Mittag freundlich

aufgenommen wurden. Die Fahrt ging dann über Kamelow, Neuendorf. Es war Tauwetter eingetreten, unsere Schlitten schabten schon auf dem Sande, wir kamen mit Mühe noch bis Jannewitz. Von den Geschwistern wurden wir mit viel Liebe aufgenommen, und ihnen gebührt unser warmer Dank für alle Fürsorge, die sie zuerst uns und später auch einem Teil unserer Gefolgschaft zuteil werden ließen. Wie oft war ich früher glücklichen Herzens in meine alte, schöne Kinderheimat gekommen, an der mein Herz so hing! Schon im August 1914 war ich mit unsern drei Kindern von Ostpreußen flüchtend – ebenfalls vor den Russen – dorthin gegangen, nach kurzer Zeit durfte ich damals aber wieder zurückkehren, Lindenau war unversehrt geblieben. Nun kam ich wiederum als Flüchtling, zwar heimatlos, aber doch in die alte Heimat der Kinder- und Jugendzeit zurück, sehr traurigen Herzens zwar, aber doch dankbar, dass ich alles mit meinem Mann durchleben und durchlitten hatte, nicht bitter gegen das Schicksal, sondern auch dafür dankbar, dass wir bisher von Gott so behütet waren, und im Vertrauen und in der Hoffnung, dass Er uns, wenn es Sein heiliger Wille, die Heimat beschützen und uns wiederschenken könne.

Wir warteten nun auf unsern Betrieb, warteten von einem Tag zum andern und verfolgten mit Bangen die Nachrichten im Radio. Man hoffte immer noch auf eine glückliche Wendung, bis wir eines Tages erschüttert waren von der Meldung, dass Kämpfe südöstlich von Braunsberg wären. So war unser schönes Lindenau nun ganzes Kampfgebiet geworden! Es war unfassbar! Für jede kleinste Nachricht aus dem Osten waren wir dankbar. Eines Tages meldete sich Ruth Siegfried, die mit ihrem verwundeten Sohn in Lauenburg im Lazarett war, ihr kleiner Treck, bestehend aus zwei Wagen, kam nach Jannewitz! Sie wusste nichts aus Lindenau. Endlich ein telephonischer Anruf aus Wussow von Frau Eckert, die als Flüchtling viele Monate bei uns gewesen. Sie kam nach sehr, sehr schwieriger Fahrt auch nach Jannewitz. Die Lindenauer waren bei ihrer Abfahrt – am 2. Februar – noch nicht getreckt.

Mein Mann stellte sich mit bewunderungswürdiger Schwungkraft wieder in die Arbeit, dem Kreisbauernführer in Lauenburg zur Verfügung und half dann in den Jannewitzer Betrieben, dankbar, wieder eine Tätigkeit zu haben.

Am 19. Februar kam plötzlich die alte Frau Rehberg aus Lindenau in Jannewitz an, am Nachmittage der gute alte Vater Rossmann. Beide waren auf der Nehrung vom Lindenauer Treck abgekommen und nun teils zu Fuß, teils per Wagen oder per Bahn bis Jannewitz gelangt, eine fast unvorstellbare Leistung bei ihrem Alter von über 70 und fast 80 Jahren. Sie waren fast am Ende ihrer Kräfte, erholten sich aber dank der Fürsorge lieber Menschen, Frau Paul und Gretchen Janz.

Am 21. mittags trafen zehn Wagen aus Lindenau ein, mit ihnen Herr und Frau Knetsch. Die Pferde waren ermattet, die Menschen fast alle krank, meist an Ruhr oder derartigen Erscheinungen, zwei Kinder hatten Scharlach und Diphtherie. Sie hatten noch in Lindenau einen schweren Bombenangriff erlebt und auf der Fahrt namenlos Schweres durchgemacht. Frau Muscheike und Frau Funck waren auf der Fahrt gestorben. Da Haus und Dorf fast voll waren, wurden sie zunächst fast alle im kleinen Saal auf einer Strohschütte untergebracht, später im Dorf verteilt. Anneliese sorgte rührend treu und umsichtig für alles. Nun hatte auch ich wieder ein kleines Feld der Tätigkeit in der Fürsorge für unsere Gefolgschaft. Es kamen bald noch weitere vier Wagen. Allerdings fehlte und fehlt bis heute von den anderen 14 jede Spur. Sie sind aber alle über das Haff gekommen.

Am dritten Tage nach der Ankunft fand in unserm Zimmer, es war die sogenannte Nr. 4, in Jannewitz die Taufe des kleinen Funckschen Kindes statt, welches drei Tage vor der Flucht in Lindenau das Licht der Welt erblickt hatte, am kommenden Sonntage wurden vier Kinder eingesegnet.

Inzwischen verschärfte sich die Kriegslage immer mehr. Wir blieben mit den verschiedensten Behörden in regster Verbindung, aber man beruhigte uns immer wieder und sagte, es sei keine Sorge nötig, da ausreichend Truppen an den Fronten ständen und neue herangeführt würden. Die Panzerspitzen drangen bereits bis Stargard nach dem pommerschen Haff vor, im Mittelabschnitt bis Köslin in Ostpommern hörte man, dass sie bereits bis fast vor Bütow gekommen seien. Eine Weiterfahrt mit unserm Treck wäre für uns gar nicht in Frage gekommen, da für uns keine Pferde und kein Wagen mitgekommen waren, in Jannewitz alles sehr, sehr knapp und für die dortigen Menschen kaum ausreichend gewesen wäre, unsere Pferde waren auch derart mitgenommen, dass sie sich erst einmal gründlichst

ausruhen mussten und die Kranken, von denen vier im Krankenhause waren, sich erst einmal auskurieren mussten.

Inzwischen bekamen wir von Christa einen lieben, ausführlichen Brief aus Hamburg, wo sie Anfang Februar mit Ingrid hingekommen war nach abenteuerlichster Fahrt, zum Teil im U-Boot. Es war die erste Nachricht von unsern Kindern, das erste Echo auf unsere Briefe nach der Flucht aus Lindenau. Wir hatten uns sehr um sie und Ingrid gesorgt. Was hatte auch sie alles durchgemacht! Von Freda-Marie und ihrer Kleinen hörten wir direkt nichts, nur dass sie von Brüssow aus, wo sie mit Hans noch zwei Tage zusammen gewesen war, nach Badingen, Kreis Stendal, zu Benita Rose gefahren wäre und dass Hans schwer verwundet in Freiburg läge und sich so bald als möglich nach Tölz überführen lassen wolle und Freda-Marie natürlich auch dorthin strebe. Auch mit Fritz war jede Verbindung wie abgeschnitten, und doch sehnte man sich unendlich nach einem Wort von ihnen. Unsere Gedanken suchten immer wieder unsere Kinder auf, und besonderes Gedenken galt immer wieder unserem Fritz! Wie hatte man all' die Jahre gehofft, Lindenau einst als Erbteil in seine Hände legen zu können, er hätte es sicher weiter mit Liebe und Pflichttreue erhalten und gepflegt. Die Hoffnung war nun zerschlagen. Der Gedanke daran war mir fast der allerschwerste dieser ganzen schweren Zeit, wir hatten so übergläckliche Jahre in Lindenau verlebt, ihm sollte die Zukunft sie bringen, ihm, der Jahre im Kampf um seine liebe, teure Heimat gestanden. Sollten alle, alle diese Zukunftshoffnungen wirklich dahin sein?! Auch dieses legten wir immer wieder in Gottes Hand. Am Abend, ehe wir Jannowitz verließen, bekamen wir eine indirekte Nachricht über Fritz, die uns unendlich erfreute, glücklich und dankbar machte!

Wie oft sind meine Gedanken in Jannowitz zu meinen teuren, geliebten Eltern gegangen, wie hätten sie Beide mit uns gefühlt, mit uns getragen, doch konnte ich nur immer wieder dem Herrn danken, dass sie all das Schwere des Kriegs nicht mehr miterlebten, dass sie nun in Frieden ruhen dürfen! Ihre schöne Grabstätte in Jannowitz, ebenso wie die unserer Eltern in Lindenau im Park, die wir mit großer Liebe gepflegt haben, ist nun in Feindeshand!

Es war Mittag des 8. März. Wir saßen gerade beim Essen, als General Chill und Frau von Blanckensee gemeldet wurden, sie kamen per Auto aus Stolp, wo der Russe

bereits sei, die Bewohner teils zu Fuß flüchtend. Nach einer Rücksprache meines Mannes mit General Chill hielt dieser unser Fortgehen aus Jannewitz für dringend erforderlich und höchste Zeit, da die Truppen sich zurückzögen bis zur Westpreußen-Stellung. Er stellte uns für den 9. morgens einen Lkw zur Verfügung, welcher Brennstoff aus Danzig holen sollte und welcher uns und die Geschwister aus Groß- und Klein-Jannewitz mitnehmen könne. Am Nachmittage kam der Treckbefehl für alle Bewohner. So hieß es auch hier wieder vor den Russen fliehen – auch unter Zurücklassung der Sachen, die wir bereits im Juli 44 nach Jannewitz geschickt hatten. Leider hatte Herr Knetsch uns von den Lindenauer Sachen nichts mitgebracht, es war der Treckwagen ausgeraubt, die Koffer vergessen worden. Nun musste man nicht nur fast alle Sachen zurücklassen, sondern vor allem auch die alte Kinderheimat, die einem nun wieder aufs Neue Heimat geworden war, die auch einem Teil unserer Gefolgschaft neue Lebensmöglichkeit gegeben und vielleicht immer mehr gegeben hätte. Es schien fast unmöglich, von Danzig oder Gotenhafen noch herauszukommen bei der Unzahl von Flüchtlingen. Es stand in Gottes Hand, ob es gelingen würde. Wir haben sie aber wiederum täglich gespürt!

Mein Mann ordnete am 8. wiederum alles für den Treck unserer Gefolgschaft an, der über Chinow, Putzig Richtung Gotenhafen gehen sollte; die Menschen waren unglücklich, die Mütter der Kranken fast verzweifelt, sodass mir fast das Herz brach, aber Gott sei Dank konnten die Kranken noch aus dem Krankenhaus abgeholt werden, nur Frau Thal musste noch dort bleiben. Es waren wieder unendlich schwere Stunden des Abschieds. Das Wetter bei unserer Abfahrt wie in Lindenau mit hohem Schnee und Kälte. Es war der 9. März. Von uns waren es im ganzen 12 Personen, die mit dem Lkw fortfuhren: Rüdiger, Anneliese und Erimar, Herr Boss, Friedrich Wilhelm, Maria und ihre Bekannten aus dem Warthegau, Frau Schermall und Frau Müller, mein Mann und ich, ferner Fräulein Seidler und Fräulein Klein. Auch meine Geschwister mussten nun alles zurücklassen und fliehen wie wir. Wir konnten es ihnen so recht nachfühlen, wie ihnen ums Herz war. „Wir wären nun eine Schicksalsgemeinschaft“, sagte Rüdiger mir am Morgen unserer Abfahrt. Ich merkte, wie schwer ihnen allen der Abschied wurde, und wir konnten das so voll und ganz nachempfinden. Erimar war sich, Gott sei Dank, noch nicht dessen bewusst, was dieser Tag für ihn bedeutete. Die Klein-Jannewitzer Geschwister verließen auch zum zweiten Male eine ihnen lieb gewordene Heimat, sie waren erst vor kurzem aus dem

Warthegau gekommen, wo Friedrich Wilhelm ein schönes Arbeitsfeld gefunden hatte. Auch die Gräber ihrer drei lieben Kinder mussten sie zurücklassen.

Gegen Abend waren wir in Danzig-Langfuhr, nachdem in Bohlschau eine Reihe großer Betriebsstoff-Fässer in unsern Wagen zugeladen worden waren. Die Klein-Jannewitzer Geschwister hatten bei Professor Watermann in Langfuhr Silberhammer für Quartier gesorgt, und konnten wir alle in seiner Klinik unterkommen, teils auf Sofas und Liegestühlen. Auch seine Küche stand uns zur Verfügung, und sorgten Frau Schermall und Fräulein Seidler dank der mitgebrachten Vorräte der Geschwister prachtvoll für unser leibliches Wohl. Der Russe schoss mit seiner Artillerie bereits in das Tal von Langfuhr hinein, auf Danzig und Umgegend waren starke Fliegerangriffe, auch in den zwei Nächten, die wir dort verbrachten.

Am 10. bemühte sich mein Mann um unser Weiterkommen mit Schiff von Danzig oder Gotenhafen. Es war nicht leicht. Schließlich bot sich eine Möglichkeit, am Sonntag von Neufahrwasser aus mit einem sogenannten Lazarettsschiff mitzufahren. Professor Watermann und ein Stabsarzt hatten dieses freundlichst vermittelt. Am Sonntag, dem 11. März, fuhren wir morgens um 8 Uhr mit Lkw über Danzig, wo wir bei der Transportkommandantur uns noch eine Bescheinigung holen mussten, nach dem Hafen von Neufahrwasser. Leider musste Herr Boss, der sich beim Volkssturm melden musste, in Danzig bleiben. Meine Brüder hatten auch noch viele Schwierigkeiten damit, wurden aber wegen Knieverletzung und Rüdiger seiner Augen wegen davon befreit. Ob aber unsere Männer überhaupt mit dem Schiff mitfahren könnten, schien zweifelhaft, da nur Frauen, welche sich in den Dienst des Roten Kreuzes stellten, eigentlich mit einem Lazarettsschiff mitfahren durften. Wir Frauen beschlossen aber alle, unsere Männer nicht alleine zurückzulassen.

In Neufahrwasser standen wir nun mit unserm Gepäck am Quai, und mein Mann zog nach allen Richtungen Erkundigungen ein wegen unseres Schiffstransportes. Dieser Sonntag wird mir auch ewig unvergessen sein. Den ganzen Tag wechselte man zwischen der Beaufsichtigung des Gepäcks am Quai, einer Wehrmachtsbaracke, die dicht daneben war, und einem langen, ganz schmalen Erdbunker, da fast immerwährend Fliegerangriffe waren. Am Ufer lag die „Brake-Bremen“ voll besetzt zur Ausfahrt bereit. Bei einem Fliegerangriff, den wir am Quai erlebten, schoss die

Flak dieses großen Schiffes aus allen Rohren. Wir nahmen Deckung unter einem daneben stehenden Güterzug auf dem vereisten Boden, eine Bombe kam dicht neben der Baracke herunter, ich hatte es gar nicht gemerkt und das – wie Rüdiger meinte – „seelenruhig“ in derselben. Unsere Männer gingen nach dem Freihafen und berichteten, dass unser Schiff - die „Ida Blumenthal“ – von dort aus in See gehen sollte, es aber ein furchtbarer alter Kohlendampfer wäre, ohne jede Kabine, und es kaum zu besteigen sei, wenigstens meinte mein Mann, für mich ausgeschlossen. Wir beschlossen aber doch mitzufahren, es machte aber noch erhebliche Schwierigkeiten.

Nach einem starken Fliegerangriff brachte uns ein Lkw, welchen uns das Rote Kreuz freundlicherweise wieder stellte, um 9 Uhr abends in tiefer Dunkelheit zum Freihafen, wo wir nach einem Marsch durch die dunklen Hallen und am Quai entlang auf Schienen und allem möglichen sonst zum Schiff gelangten, unser Gepäck mitschleppend. Dort ein Aufstieg zum Schiff, der mich, da ich nicht schwindelfrei bin, sonst selbst im Traum mit Grauen erfüllt hätte. Aber es ging, musste gehen, und Gott half! Von dem Fallreep aus musste man noch eine Kehrtwendung auf eine Eisentreppe hin machen, wobei ich mich einem Flüchtling aus Pollnow anvertraute, der mir sehr nett half. Die Zustände auf dem Schiff sind einfach nicht zu beschreiben, Holzgestelle, Tuae, gefüllte Säcke, Gepäck, Schmutz, wie man ihn sich nicht vorstellen kann, bedeckten das sogenannte Deck, auf dem man sich aufhalten sollte und eigentlich auch nur aufhalten konnte. Die Verwundeten wurden mittels Kran in den Schiffsraum, der sonst für die Kohlen bestimmt war, „eingeladen“. Dort unten war eine furchtbare Existenz für die meist schwer Verwundeten und an eine ordentliche Pflege nicht zu denken. Nach unserem Aufstieg aufs Schiff war sofort wieder Fliegeralarm, Dunkelheit. Ein Bleiben auf Deck war nicht erlaubt. Wohin aber? In die Kojen der Mannschaften. Dort unbeschreibliche Zustände, da die ganze Besatzung einschließlich des Kapitäns vollkommen betrunken. Ein Leben und Treiben wie bei den Wilden! Der Kapitän wollte in diesem „blauen“ Zustand, dass alle Flüchtlinge vom Schiff herunter müssten, auf unsere Bitte aber erst nach beendetem Fliegerangriff. Später beruhigte sich die Stimmung dann wieder. Mein Mann machte dann die Esskabine des Kapitäns ausfindig, und nachdem er wieder nüchtern, haben wir dort öfter gegessen und auch nachts auf einer schmalen Sofabank mit kaputten Sprungfedern uns hinlegen dürfen, auch den Waschraum benutzen, da es der

einziges des ganzen Schiffes war. Die Menschen standen schließlich an, um hereinzukommen. Sonst existierten wir und alle anderen, wenn man nicht auf Deck sein konnte, was ja bei der Jahreszeit immer nur ganz kurz möglich war, in den Mannschaftskabinen, meist auch mit ihnen zusammen, fünf Tage und fünf Nächte! Aber wir lebten uns schließlich nett mit ihnen ein in den einzigen Räumen, die man eigentlich nur als Löcher bezeichnen konnte, und es war ein nettes, freundliches Verhältnis zwischen uns und ihnen. Alle Mahlzeiten vereinten uns und wurden auf dem winzigen Eintopf-Herd gekocht! Sogar Kaffeebohnen gebrannt, Setzeier und Speck gebacken und gebraten. Die Geschwister hatten allerhand schöne Vorräte mitgenommen. Schließlich bekamen wir sogar die Mittagssuppe aus der Feldküche der Verwundeten. Auch mit denen, die auf Deck sein konnten, freundeten wir uns direkt an, und man konnte ihnen ein gutes, aufrichtiges Wort sagen. In unendlichen Gefahren ist unser kleines Schiff behütet worden, es sagte einmal ein Soldat zu mir: „Es muss ein guter Geist auf dem Schiff sein, dass wir durch alles so hindurchgekommen sind“, worauf ich ihm sagen durfte, „Gott hat uns sichtbar geführt!“ Und so war es auch wirklich, das wurde einem immer wieder klar, mir kam es oft nachts so vor, als geleiteten Engel unser Schiff, und der Vers ging mir als Bitte durch die Seele: „Christ Kyrie, komm zu uns auf die See!“ Und es war mir dann so, als ginge der Herr selber durch die Wellen mit uns.

Am Montag, dem 12., verließen wir endlich den Hafen, um in einem Kohlenhafen noch weitere Kohlen zu uns zu nehmen, war das bis 3 Uhr geschehen, erreichten wir noch das Geleit, welches von Gotenhafen kommen sollte. Es wurde aber leider später, und wir mussten ein Stück weiter in der Danziger Bucht 24 Stunden vor Anker gehen, ein Zielobjekt für die feindlichen Flieger. Starker Kanonendonner vom Lande war ununterbrochen zu hören. Am Dienstagnachmittag um 3 Uhr ging es dann mit dem stattlichen Geleit von 14 Schiffen – unter ihnen die „Brake-Bremen“ – in See, Gott sei Dank schwacher Seegang, abends gegen 20 Uhr ertönte das Nebelhorn, dichtester Nebel, wir verloren das Geleit und mussten wiederum, wohl in Höhe von Stilo-Bake, vor Anker gehen. Am Morgen fanden wir uns wieder zusammen und fuhren – es war ein schöner Anblick – mit den 14 Schiffen im Geleit bei schönem Wetter weiter. Wo wir landen würden, wusste man nicht, auch der Kapitän sollte es erst erfahren. Flieger kamen über uns, aber wir hatten ja im Geleit gute Flak-Abwehr, auf unserm Schiff allerdings nur ein einziges kleines Geschütz! Die Flieger wurden

bald vertrieben, und wir kamen ein gutes Stück den Tag weiter, am Abend um dieselbe Zeit wiederum stärkster Nebel und ziemlich hoher Seegang. Nun verloren wir wiederum unser Geleit und fanden es auch am Morgen nicht mehr wieder, fuhren nun ganz allein weiter und wurden im Nebel bei der Nacht fast von einem andern Schiff gerammt.

Am Donnerstag fuhren wir ohne Geleit mit stärkerer Geschwindigkeit und – nachdem wir wegen Beschusses von der Pommernküste her einen ziemlich weiten Bogen in Richtung Bornholm nehmen mussten – unserm nunmehr benannten Hafen Sassnitz entgegen. Es war am Nachmittage, die Sonne stand mit mildem, rötlichem Schein im Abendnebel über den Wassern, die Kreidefelsen von Rügen grüßten zu uns herüber, wir sahen wieder Land, Gott hatte uns sichtbar geleitet, heißer Dank stieg aus meinem Herzen zum Himmel empor: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über Dir Flügel gebreitet!“ Zum zweiten Mal hatte Er uns geholfen, uns herausgeführt aus der Not der russischen Kriegszone. Die Losung des Tages fand in mir den stärksten Widerhall: „Ps. 145 2: Ich will Dich täglich loben und Deinen Namen rühmen immer und ewiglich.“

Wir waren, mit Volldampf fahrend, circa 4 Kilometer vor dem Hafen von Sassnitz, als plötzlich Leuchtsignale und Stopzeichen vom Ufer her unser Schiff zum Halt zwangen und von drüben ein Boot zu uns herüberkommend meldete, dass wir nicht einen Meter weiterfahren dürften, da der ganze Hafen mit neuzeitlichen Minen besetzt sei, die bei dem geringsten Geräusch explodierten. Man sah auch verschiedene Schiffswracks – durch Minen gesunken – liegen. So hieß es, vorerst das Ziel noch nicht erreichen zu können, und man musste Geduld haben. Ich möchte noch erwähnen, dass wir trotz Leid und Abschiedsweh im Herzen doch auch frohe, gemütliche Stunden auf unserm Schiff in den primitivsten Verhältnissen miteinander hatten, z. B. bei Käffchen, einmal Hennessy, einmal Cinzano, und wir haben auch manchmal herzlich lachen müssen.

Am Freitag, dem 16. März, hieß es plötzlich, dass alle ausgebootet werden müssten, da nur ganz leichte Holzkutter nicht so der Minengefahr unterlägen. Es wurde sofort damit begonnen! Der Gedanke war mir nicht sehr sympathisch, zumal ich die Schwierigkeiten des Abstiegs – zuerst vier Stufen in die Höhe, dann eine

Kehrtwendung und ein Hinuntersteigen auf einer ganz schmalen Leiter in ein Boot sah. Aber ich sagte mir auch, Gott hat mir hinaufgeholfen, er wird mir auch wieder hinunterhelfen, wenn ich Ihm mich anvertraue, und so kam es auch. Wir blieben noch bis Sonnabendfrüh auf dem Schiff, am Freitagabend drohte noch ein Fliegerangriff von der Pommerschen Bucht aus, aber auch dieser ging gnädig vorüber. Nachdem wir uns durch herrlichen Kakao aus Wehrmachtskesseln gestärkt hatten, ging es herunter vom Schiff, und es war nun eine ganz schmale Treppe seitwärts am Schiff angebracht worden, um die Schwerverwundeten herunterzubringen. Es waren circa 1000 Verwundete und circa 120 Flüchtlinge auf dem Schiff gewesen. So ging auch der Abstieg wieder sehr gut, und man fuhr nun in 15 Minuten in den Hafen ein. Auch dort hatte mein Mann, der Reisemarschall, schon wieder Verbindung angeknüpft, und wir durften mit dem Lazarettzug mitfahren, ahnten allerdings nicht, wohin er ginge. Das Ausbooten dauerte fast zwei Tage. Am Abend des 17. März setzte sich unser langer Zug in Bewegung. Auf dem Fährschiff des Sassnitzer Hafens, welcher sonst allerdings mitsamt dem Bahnhof von Bombenangriffen arg zerstört war, aßen wir noch eine herrliche warme Suppe und tranken auch noch Kaffee, das war schön, denn die Fahrt brachte ja keine warme Mahlzeit mehr.

In zwei langen Abteilen mit 36 Verwundeten durften wir – auf unserm Gepäck sitzend – mitfahren. Die armen, meist Schwerverwundeten jammerten einen aufs Tiefste. Sie hatten seit zehn Tagen, vom Hauptverbandplatz ab, auch auf der ganzen Schiffsfahrt keinen neuen Verband bekommen. Die Pflege war höchst mangelhaft. Wir versuchten zu helfen, namentlich meine Schwägerin Anneliese. Sie waren so dankbar dafür. Am Morgen des Sonntag waren wir bereits in Schwerin, dann hielten wir 16 Stunden vor Wittenberge, da uns stundenlang Bomber in Richtung Berlin überflogen. Ein Bomber wurde ganz nahe von uns abgeschossen, wir hielten in einem Hohlweg ohne Deckung. Es war aber bedeckter Himmel. Zu unserer Freude merkten wir, dass der Zug über Stendal ging, dann wohl weiter in die Gegend von Nürnberg. In Stendal waren wir am frühen Morgen des 19. März, „Fritzens Geburtstag!“

In Stendal gingen wir nun zum NSV-Bahnhofsdienst; nachdem wir uns die Hände einmal wieder waschen konnten, stärkten wir uns an schwarzem Kaffee und Marmeladebrot. Dann trennten sich unsere Wege. Auf einen telephonischen Anruf

nach Badingen hin erfuhren wir, dass Freda-Marie mit ihrer Kleinen noch dort sei, und so fuhren wir um 10 Uhr weiter bis zur Station Kläden. Rüdiger und Anneliese mit Erimar sind am Nachmittage gleich weiter bis Burghorn zu Mackensens gefahren, die Klein-Jannewitzer zu Maria-Gabriele, die bei Bekannten etwas ostwärts der Elbe wieder war. Fräulein Seidler und Fräulein Klein kamen mit uns nach Badingen.

Die Wiedersehensfreude von Freda-Marie und Benita war einzig schön. Freda-Marie wollte eigentlich in den nächsten Tagen nach Bayern, da sie Hans nun in Tölz vermutete, sie schob die Fahrt nun noch für ein paar Tage unseretwegen auf. Auch waren die Bombenangriffe, namentlich auf die Bahnhöfe, ungeheuer groß. Auch uns überflogen täglich Bombengeschwader mit Richtung Berlin.

Benita hatte uns sehr freundlich und liebevoll aufgenommen, und das Dortsein von Freda-Marie und ihrer „kleinen Süßen“, wie die kleine Christa immer bei mir heißt, verschönte und erleichterte uns die schwere Zeit mit ihrem Vermissen all dessen, was man verlassen hatte, ganz unendlich. Auch viele andere Menschen, namentlich auch Flüchtlinge, brachten uns reiches Verstehen entgegen, und man durfte darin auch wieder andere verstehen und ihnen vielleicht etwas sein. Vor allem waren es die Gottesdienste von Herrn Pastor Tietze, der als Flüchtling mit seiner Familie das Gleiche erlebt hatte, aus Kulm kam, die einem immer wieder Kraft und Stärkung für den Tag gaben. Ein wahres Gottesgeschenk! Man fühlt in solchen Zeiten mehr denn je den Ewigkeitswert des Gotteswortes, es ist oft, als sei es für unsere Zeit geschrieben!

Eine ganz große Freude war es uns, wieder Verbindung mit unseren Kindern zu haben! Am Tage unserer Ankunft sprachen wir Christa in Aumühle telephonisch, am Sonnabend vor Ostern, am 31. März, rief uns Fritz an! Wenn man sich telephonisch ja auch nicht viel sagen kann, man fühlte aus kurzen Worten Mitempfinden, Freude und Dankbarkeit über unsere Errettung heraus, und ihre lieben Briefe bestätigten es in schönster Weise. Eigentlich wollten wir nach Burghorn zu Mackensens weitergehen, um uns dann eventuell etwas anderes als Wohnort zu suchen, da wir dort nicht bleiben konnten! Ein Lkw aus der Fahrbereitschaft von Stendal sollte uns am 2. April dorthin bringen, durch einen Defekt am Motor kam er nicht, und schließlich sagte man uns von dort ab, da der Engländer schon vor Hannover stände.

Auch Freda-Marie machte immerwährend Versuche, noch mit der Kleinen und Fräulein Volkmann nach Bayern zu kommen, aber immer vergeblich, was unendlich schwer für sie war, da sie Hans inzwischen mit Bestimmtheit in Tölz wusste. Und so ist sie mit der Kleinen weiter bei uns geblieben, was für uns nur ganz große Freude bedeutete, für sie und ihren Mann aber wirklich nicht leicht ist.

Immer näher rückte der Feind. Am 12. April rief Freda-Marie morgens gegen 8 Uhr an unserer Tür, ein feindliches MG stünde im Park und schösse, zahllose Panzer fahren durch das Dorf! Eigenartiges Empfinden zog durch die Seele! Wir brachten die Kinder und einen Teil unserer Sachen in die Keller und warteten dort ab, bald ging das Leben wieder seinen Gang weiter, und doch war etwas Unerhörtes geschehen! Ganz Badingen und wir alle sind unendlich behütet worden, und doch stand das Herz einem fast still, als man all die erschütternden Nachrichten hörte von der Kapitulation unserer stolzen großen Wehrmacht, von der Besetzung des ganzen Reiches durch die Feinde! Im Hamburger Sender hörten wir nach Verabschiedungsworten des langjährigen dortigen Ansagers zum letzten Male das Deutschlandlied, es brach einem fast das Herz. Gott spricht eine unendlich ernste Sprache mit unserm Volk, mit uns allen! Wir haben es verdient! Aber Seine Gnade und Seine Barmherzigkeit ist höher denn der Himmel ist! Möchten wir und unser ganzes Volk nur diese Sprache verstehen und uns in wahrer Buße wieder zu Ihm finden und Ihm dienen! Am Abend des inhaltsschweren 12. April rief uns Pastor Tietze zu einer Andacht zusammen. Gottes Wort gab wieder die rechte Weisung und die rechte Kraft auf den Weg.

Badingen bekam keine Besatzung, doch kamen öfter Amerikaner und gingen durch das Gutshaus, in dem wir wohnten, und suchten oder fragten auch öfter nach Waffen. Das Üble der ganzen Zeit waren die ausländischen Arbeiter, welche die Gegend und oft auch unser Haus unsicher machten, meist unter dem Einfluss von Alkohol, den sie sich auf allerlei Weise verschafften. Erst Mitte Juni gingen die ausländischen Arbeiter hier aus Badingen fort.

Mein Mann sehnte sich immer mehr nach einer Tätigkeit. Ganz wunderbar wurde sie ihm plötzlich gegeben. Wir waren in Stendal, unter anderem auch auf der dortigen Commerz-Bank. Mein Mann besprach allerlei mit dem dortigen Direktor und sagte zum Schluss, dass er sich wieder eine Tätigkeit, vielleicht als Verwalter eines

größeren landwirtschaftlichen Betriebes wünsche. Er nahm das gleich auf, wusste von einem Besitz, der dringend einer solchen Persönlichkeit bedürfe. Es war dieses Lüderitz und Ottersburg, beides im Besitz einer Familie von Engelbrechten. Er vermittelte dieses dorthin, und Frau von Engelbrechten, die Mutter des Besitzers, kam bereits nach zwei Tagen nach Badingen und besprach alles mit meinem Mann. Er siedelte bereits am 22. Mai nach Lüderitz über, fand sich bald in den großen Betrieb hinein und war glücklich, wieder einen Wirkungskreis zu haben. Vorerst wollte ich noch nicht hinziehen, da wir erst sehen wollten, wie es weiter meinem Mann zusagte, ob der Besitzer auch zurückkäme oder auch die Frau desselben, welche in Haft war, und sie dann auch die Betriebe wieder allein übernehmen wollten.

Hier in Badingen verband mich weiterhin ein sehr schönes Band der Gemeinsamkeit mit den verschiedensten Menschen, an die ich immer sehr dankbaren Herzens denken werde. Freda-Marie stellte sich bewunderungswürdig mit ihrer Arbeitskraft in den landwirtschaftlichen Betrieb hinein und dient somit, wie mein Mann, zu unser aller Unterhalt. Es ist fein, wie sie in allen Lebenslagen das Leben anpackt und dadurch meistert.

Unsere Gedanken gingen nun – ich möchte fast sagen unablässig – zu unserm lieben, guten Fritz! Wo mochte er sein, wie mochte es ihm ergehen, das alles bewegte das Herz aufs Tiefste, und doch wurde man und war voller innerer Ruhe, denn man wusste ihn ja allüberall unter Gottes Schutz und unter Seinen Vateraugen! Wir bekamen dann indirekt eine Nachricht von ihm, dass er am Leben! Wie glücklich waren wir! Und nun heißt es warten, bis sich der Tag findet, da man sich wiedersehen darf. Wann es ist, wir wissen es nicht, aber wir vertrauen auch ganz der Güte Gottes. Er wird es uns schenken.

Von Christa erfuhren wir auch, dass sie noch mit Ingrid in Aumühle sei! Ich habe ihr mehrfach einen Gruß mit Gelegenheiten geschickt, auch an Fritz, ob es sie erreicht hat, weiß ich nicht! Jedenfalls sind unsere Gedanken, unsere Gebete immer wieder bei unsern lieben, lieben Kindern!

Immermehr verdichtete sich das Gerücht, dass der Engländer die Altmark und Thüringen räumen würde und der Russe das Land besetzen. Man wollte es nicht glauben. Eines Tages kam mein Mann und sagte uns, dass er auf einem Treck aus Lüderitz, den ein Kaufmann aus Tangerhütte von ihm für den Transport in die Gegend von Celle erbeten hätte, noch Platz für uns und unsere Sachen sich ausbedungen habe und wir alles für Montag, den 18. Juni, bereithalten sollten. Es sollte über Gardelegen, Wittringen, Steinhorst nach Burghorn zu Mackensens gehen. Am Dienstag, dem 18., fuhren wir von Badingen fort. Freda-Marie, die kleine Christa, Fräulein Seidler, Fräulein Klein und ich, außerdem noch eine Menge Koffer, Kisten und Sachen, auch riesig große Kisten von Benita Rose, sogar die Gänse von Freda-Marie. Es war ein herrlicher Sommertag! Mit einer kurzen Pause an einem Waldrand kamen wir gegen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr in Steinhorst an, wo die anderen Insassen des Lastwagens entstiegen und die mit deren Sachen und Leder beladenen Wagen abgehängt wurden. Dort hörten wir, dass der Radio die sichere Meldung gebracht hätte, dass die Engländer das von ihnen nun besetzte Gebiet behalten würden, was uns mit ganz großer Freude erfüllte! Nun ging es allein weiter, es wurde schon dunkel, die Polzeistunde um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr rückte näher! Es ging durch Heide und Sandweg, kein Mensch konnte uns bestimmt sagen, welches der Weg nach Burghorn sei. Um $\frac{3}{4}$ 11 landeten wir schließlich in Burghorn vor dem Gartentor! Freda-Marie und ich stiegen ab und trafen Herrn von Gersdorff und auch den Besitzer, Herrn Beisse, im Garten. Im Hause schlief bereits alles. Man war höchst erstaunt über unser Kommen, vor allem über den Grund unseres Fortgehens aus der Altmark, und sagte uns, dass beim besten Willen kein Platz für uns und unsere vielen Sachen dort sei, da Mackensens selbst ca. am 1. Juli Burghorn verlassen müssten. Freda-Marie erklärte gleich, sie führe wieder nach Badingen zurück. Es war wirklich für mich nicht leicht zu entscheiden, da ja auch wirklich kaum Platz dort war, es auch hieß, dass alles in der Umgegend voll besetzt sei, außerdem in dem Verwalterhause dicht neben dem Gutshause schwerste Diphtherie-Fälle mit zwei Todesfällen waren. Wir beschlossen daher, wieder fortzufahren, und fuhren gegen 10 Uhr vormittags dort wieder ab. Eine ganz große Freude war es mir, meinen von mir so hochverehrten Schwager Generalfeldmarschall von Mackensen noch einmal zu sehen. Was hatte er alles noch durchleben müssen! Wir machten noch Station in Steinhorst und erkundigten uns in dem Dorf, ob dort noch Quartiermöglichkeiten für

uns wären, fanden aber nichts, es wurde höchstens ein Saal in einem Gasthause mit Stroh genannt.

Um ½ 11 Uhr waren wir wieder in Badingen, am anderen Morgen fuhr der Trecker wieder nach Lüderitz zurück. Mein Mann war inzwischen bei den Engländern denunziert worden, es gelang ihm aber, alle Verleumdungen restlos zu widerlegen, und man versprach mündlich und sogar schriftlich Schutz auch für den Fall, dass die Russen die Altmark und auch Lüderitz besetzen würden. Inzwischen hatte mein Mann noch wieder eine Ausfahrt geplant, die sich aber dann nicht verwirklichte. Als er dann am Sonnabend/Sonntag nach Badingen kam, wurde das Für und Wider des Bleibens, auch wenn die Russen kämen, noch immer wieder besprochen, Kühnes in Klaeden, bei denen wir auch noch waren, redeten auch so sehr zum Bleiben zu, und da mein Mann sich so sehr wohl in Lüderitz fühlte, wurde beschlossen, dass wir am Dienstag, dem 26. Juni, nach dort übersiedelten.

Es war wieder ein schwerer Anfang, aber dank der großen Freundlichkeit von Frau von Engelbrechten und ihrer so verehrungswürdigen Mutter, der alten Frau von Lüderitz, wurde es uns sehr erleichtert. Wir bewohnten sehr hübsche Zimmer in dem kleinen Gartenhause der alten Frau von Lüderitz. Unsere Küche war im Haupthause, ebenso wohnten dort Fräulein Seidler und Fräulein Klein. Wir fingen an, uns auch dort einzuleben, und verlebten oft schöne Stunden bei der alten Frau von Lüderitz.

Am Abend des 30. Juni gingen mein Mann und ich in die Felder. Im Dorf fuhren an uns zwei Lkw vorüber, besetzt mit Russen, vorn ein bekränztes Bild von Stalin. Wir sagten uns nichts, hatten aber beide wohl denselben Gedanken. Am Sonntag, dem 1. Juli, besuchten wir um 8 Uhr den Gottesdienst, als wir nach Hause kamen, empfing uns Freda-Marie mit der Nachricht, die Russen seien in Stendal eingezogen. Es hieß in Lüderitz, es ginge von Vinzelberg kein Zug mehr, und die Eingänge des Dorfes seien gesperrt, es dürfe keiner heraus. Grabowskis, die mit uns nach Lüderitz gekommen waren, packten schnellstens ihre Rucksäcke und versuchten, auf ihren Rädern fortzukommen, es ist ihnen noch geglückt. Am Nachmittag erschienen russische Offiziere im Gutshause und besetzten einen Teil desselben. Frau von Engelbrechten und ihre Hausdame mussten für die Russen kochen. Am Dienstag, dem 3., kamen höhere russische Offiziere nach Lüderitz. Mein Mann wurde dringend

von ihnen zu sprechen verlangt! Wir saßen beim Mittag, als er ganz entsetzt zu uns kam und sagte, er sei erledigt, ihm sei die Verwaltung des Gutes genommen, er sei bezichtigt worden, Mitglied der NSDAP und sogar des SD's gewesen zu sein, er müsse auf dem Gut arbeiten, d. h. mit Spaten usw., widrigenfalls würde er nach Sibirien verschleppt, im Falle eines Fluchtversuchs erschossen. Jetzt hieß es, sich bewähren als solche, die sich der Führung ihres himmlischen Vaters voll und ganz anvertrauen. Auch in der tiefsten Dunkelheit, wo man im Augenblick keinen Ausweg sah! „Solls uns hart ergehen, lass uns feste stehen!“ Und Gott der Herr schenkte Kraft, täglich und stündlich. Viele liebe, verstehende Menschen halfen uns durch ihr Mitgefühl und Verstehen und durch ihre Fürbitte! Ein 24jähriger Tscheche und der Hofverwalter sollten die Bewirtschaftung des großen Betriebes übernehmen. Letzterem war mein Mann ein Ärgernis, da er ihn durchschaute! Beide bezogen nach ein paar Tagen das Haus der alten Frau von Lüderitz, uns sollte eine andere Stube angewiesen werden. Die Tage der Ungewissheit bedeuteten für meinen Mann eine ungeheure seelische Anspannung, die ihm noch lange nachging. Schließlich wurde uns erlaubt, nach Badingen zurückzukehren, mein Mann fuhr dorthin, um sich nach einer Wohnmöglichkeit umzusehen. Freda-Marie ging sowohl dort wie die ganze Zeit in Lüderitz täglich in die Landarbeit und hatte überall viel Liebe, sie hat überhaupt das Leben tapfer gemeistert!

Am 14. 7. siedelten wir nach Badingen über und hatten zuerst mit dem Wohnen recht Schwierigkeiten, dann schliefen wir zuerst mit Freda-Marie und ihrer Kleinen im Hause von Hörbers und hatten ein winzig kleines Zimmer mit kleiner Küche dahinter im Wirtschaftshause, wohin wir auch später ganz übersiedelten, die drei Fräulein wohnten bei einem Bauern Schulze. Mein Mann bekam die eben frei gewordene Stelle des Buchhalters, und wir haben dort ein Vierteljahr gelebt. Manches haben wir dort gelernt, vor allem sich in die Stellung eines Angestellten hineinzufinden! Da das Gutshaus von Russen besetzt war und in unserm Hause russische Mädels untergebracht waren, haben wir die Russen oft in unserm Hause gehabt. Inzwischen wandelten sich auch in Badingen die Verhältnisse, der langjährige Verwalter wurde von einem KZler abgelöst, bei dem mein Mann es nicht leicht hatte und einen Arbeitstag von morgens vor 7 Uhr bis abends gegen 8 Uhr mit einstündiger Mittagspause! Er erwarb sich aber sein ganzes Vertrauen. Fast jeden Abend gaben

wir die Milch an alle Arbeiter aus, ich half zuerst meinem Mann beim Maschinenschreiben.

Aber eines Tages wurde es auch hier unsicher, namentlich für meinen Mann, und die Abgeschnittenheit von allen Lieben empfand man immer mehr und mehr. Besonders Freda-Marie hielt es nicht länger in der Ungewissheit über ihren Mann und sein Ergehen, sie ging Ende August über die Grenze, um nach Tölz zu fahren, und fand ihren Mann dort im Lazarett in größter Sorge um sie und ihr Kind. Nach Badingen zurückgekehrt, traf sie alle Vorbereitungen, um möglichst bald mit der Kleinen und Fräulein Volkmann ganz nach Tölz überzusiedeln, und hat in achtmaligen Grenzüberschreitungen viele ihrer Sachen nach Helmstedt und Völpke gebracht.

Mein Mann fuhr dann unter sehr schwierigen Verhältnissen nach Berlin und hat für uns die Ausreisegenehmigung der britischen Militärregierung erwirkt. Es galt dann, schnell die Zelte abzubauen, als er zurückkehrte, da es nicht ratsam erschien, dass unser Fortgehen bekannt wurde. Am 14. Oktober sind mein Mann, Fräulein Seidler, Fräulein Klein und ich über Stendal nach Berlin gefahren, konnten natürlich nur sehr wenig Sachen mitnehmen. Nach zehntägigem Aufenthalt in Berlin fuhren wir am 24. Oktober in einem größeren Transport von Lkw's bei Helmstedt über die Zonengrenze. Hinter Weinfässern und Kisten mit leeren Flaschen saßen wir versteckt. Am Grenzübergang war ein langer Stop, die Papiere wurden kontrolliert. Wir konnten uns hinter unserem Versteck nicht rühren. Nach 3/4stündigem Warten setzte sich die Wagenkolonne wieder in Bewegung, unendlich dankbar begrüßten wir diesen Augenblick, der uns aus der Unsicherheit der letzten Monate in die Freiheit brachte.

Nach allerlei Schwierigkeiten und einer im überfüllten Wartesaal in Lehrte – auf unserm Gepäck sitzend – verbrachten Nacht langten wir vormittags mit einem Milchkanne-Auto in Burghorn an. Leider war Freda-Marie mit der Kleinen und Fräulein Volkmann am Morgen desselben Tags bereits fortgefahren. Ihr Grenzübergang war sehr gut vonstatten gegangen, und sie sammelte nun an der Grenze ihre Sachen zusammen und fuhr über Göttingen nach Tölz. Meinen lieben Schwager, den hochverehrten Feldmarschall, fanden wir zu unserer Betrübnis sehr leidend vor. Gott der Herr rief ihn am 9. November heim, und wir durften sein

friedvolles Ende miterleben, durften ihm noch die Hand drücken und als letztes noch die Worte mitnehmen – es waren fast seine allerletzten Worte: „Hoffen und Gott vertrauen“, die uns im Hinblick auf unsere Heimat sein teures Vermächtnis sein sollen.

Nun konnte ich meiner lieben Schwester Leonie in den ersten schweren Tagen zur Seite stehen und sah dieses auch wieder als eine besondere Fügung Gottes an. Schon am 14. November rief uns ein Telegramm von Christa nach Aumühle, wohin unser Ziel ging. Mein Mann war von Burghorn aus schon drei Tage dort gewesen, um für unsere Einweisung alles in die Wege zu leiten.

Es wurde mir nicht leicht, mich wieder in andere Verhältnisse hineinzufinden, aber ich bin in dem schönen Aumühle, in dem ich diese Aufzeichnungen zu Ende schreibe, sehr bald heimisch geworden. Vielleicht liegt es daran, dass unser Zimmer oben im zweiten Stock durch den schönen weiten Blick mich täglich dankbar und froh macht, vielleicht daran, dass ich wieder eine Arbeit fand, die mich neben der Fürsorge für die Meinen und den täglichen Kleinkram noch in andere Aufgaben stellte, in die Flüchtlingsbetreuung. Wer könnte all' die Heimatlosen besser verstehen als einer, der auch alles zurücklassen musste. Vielleicht lebte ich mich darum auch so gut ein, weil ich dort manch einen Menschen fand, mit dem ich innere Gemeinschaft habe, auch durch die langjährige Freundschaft mit Frau Propst Mumssen, bei der ich fast jede Woche in Hamburg bin und ganz das Empfinden von Heimat habe. Es knüpften sich auch wieder durch manchen lieben Besuch aus dem Osten die Bande an, die eine Weile getrennt waren. Es sind viele, viele Menschen liebe Gäste in unserer Stube. Es ist nicht mehr das teure, so wunderschöne Haus, in dem viele Räume für Gäste immer bereit waren, und doch soll Lindenauer Geist jeder spüren, der bei uns hier oben einkehrt. Unsere Kinder sollen es merken: Es empfängt sie die gleiche Liebe und der gleiche Geist. Den wollen wir weitertragen durch diese schwere Zeit, hinein in eine bessere Zukunft. Es ist ja ganz große Dankbarkeit, die uns erfüllt, dass wir zusammenbleiben dürfen, dass wir unsere Kinder haben! Alles Äußere, was einem wertvoll war und fast unersetzlich schien, schwand dahin, es wird unwesentlich, und in den Vordergrund treten die ewigen Werte und alles das, was uns durch Menschen und im Verstehen mit ihnen geschenkt wird. Und so kann man dennoch reich sein!

Allmählich fanden wir auch nach manchem Suchen wieder Verbindung mit unseren Lindenauer Mitbewohnern. Es erfüllt mich eine tiefe innere Freude, wenn ich all' die Briefe lese, voller Sehnsucht und in dankbarer Erinnerung an das, was einst in der Heimat ihnen wertvoll war. Kirche und Wortverkündigung schufen auch ganz stark in mir das Heimatgefühl, das mich mit Aumühle verband, und nicht zuletzt war es auch, dass wir dort kurz vor Weihnachten 1945 die erste Nachricht von Fritz bekamen. Von da ging die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit uns durch viele Wochen, Monate und Monate, bis er dann am 6. Juni 1947 von Munster-Lager aus zu uns kam und in die Freiheit zurückkehrte. Es war fast ein wortloses Wiedersehen nach all' dem Erleben, aber ein jeder von uns empfand – trotz aller sonstigen Verluste – nur Dank und Freude. Für Fritz wäre wohl der Verlust der Heimat bei seiner Rückkehr ganz stark in den Vordergrund getreten, wenn ihn nicht das Neue, Schöne und unendlich Große empfangen hätte, die Liebe seiner Ilse. Schon vor seiner Rückkehr hatten wir Ilse kennen gelernt und sie in unser Herz geschlossen. Sie gehört nun ganz zu uns und in den Kreis unserer lieben Kinder.

Dass mein Mann hier die Tätigkeit wiederfand, mit der er verwurzelt ist, war ein Geschenk. Er hat in Jersbek mit seiner ganzen Tatkraft gearbeitet und in den zwei Jahren seiner Tätigkeit dort viel geschaffen und den Hof in die Höhe gebracht. Im Augenblick wissen wir noch nicht, wie sich unsere Zukunft gestalten wird, Gott der Herr wird uns auch da wieder den rechten Weg zeigen und uns führen. Wir wollen uns ganz Ihm anvertrauen. Im Herzen bleibt die Sehnsucht nach der Heimat, aber auch die Hoffnung, noch einmal heimkehren zu können, wenn es auch fast unmöglich erscheint. Aber sollte Gott etwas unmöglich sein? Wir aber wandern getrost weiter nach dem Wort:

„Wenn wir auch heimatlos geworden sind,
„Wir wissen, Vater, dass Du führst Dein Kind
„Und alle die, die Dir sich anvertraun,
„Bis wir die ew'ge Heimat dürfen schaun!“

Beendet im Frühjahr 1948 in Aumühle